

A black and white photograph of Thich Nhat Hanh, a Buddhist monk, with a shaved head, wearing a dark turtleneck sweater and a jacket. He is smiling slightly and looking towards the camera. The background is a blurred outdoor setting with trees and foliage.

Thich Nhat Hanh

Mein Leben
ist meine
Lehre

Autobiographische
Geschichten und
Weisheiten eines Mönchs

O.W. BARTH 

Die Robe meines Meisters

Meine Mönchsordination war im Tu-Hieu-Tempel für vier Uhr morgens angesetzt. In der Nacht zuvor hatte ich meinen Lehrer nach den Rezitationen auf einem Kissen in seinem Raum sitzen sehen, neben ihm eine flackernde Kerze, und auf einem Tisch in seiner Nähe lag ein hoher Stapel alter Schriften. Er besserte sorgsam einen Riss in einer alten braunen Robe aus. Trotz seines hohen Alters konnte er noch sehr gut sehen und besaß eine aufrechte Haltung. Bruder Tam Man und ich hielten an der Tür an und beobachteten ihn. Als mein Lehrer langsam die Nadel durch den Stoff führte, sah er wie ein Bodhisattva in tiefer Meditation aus.

Nach einem kurzen Moment betraten wir den Raum, und mein Lehrer sah auf. Als er uns sah, nickte er, senkte dann wieder sein Haupt und nähte einen weiteren Stich. Bruder Tam Man sagte: »Verehrter Lehrer, bitte ruhen Sie sich aus; es ist schon sehr spät.«

Mein Lehrer sah nicht hoch: »Lasst mich die Robe erst fertig nähen, damit Quan sie morgen früh tragen kann.«

Nun verstand ich, warum mein Lehrer den ganzen Nachmittag einen Stapel alter Roben durchgesehen hatte; er suchte nach der am wenigsten verschlissenen, um sie für mich zu reparieren und vorzeigbar zu machen. Morgen würde ich dann zum ersten Mal eine braune Robe tragen. Während der vergangenen drei Jahre durften wir Aspiranten nur die graue Robe tragen. Als ordinierter Novize würde es mir erlaubt sein, die kostbare Robe anzulegen, die in den Sutras die Robe der Befreiung, das Kleid der Freiheit genannt wurde.

Mit bebender Stimme sagte ich: »Verehrter Lehrer, lasst uns Tante Tu bitten, sie zu Ende zu nähen.«

»Nein, ich möchte das mit meinen eigenen Händen tun«, entgegnete er sanft.

Es war still.

Wir standen da, unsere Arme in einer Haltung des Gehorsams gefaltet, und wagten kein weiteres Wort zu sagen. Etwas später sagte

mein Lehrer, ohne seinen Blick von der Nadel zu erheben:

»Habt ihr die Geschichte über den großen Schüler in den Sutras gehört, der zu Zeiten des Buddha allein durch das Nähen einer Robe Erleuchtung erlangt hat?

Lasst sie mich euch erzählen«, fuhr er fort. »Dieser Schüler fand Freude und Frieden im Flickern zerrissener Roben; er flickte seine eigene wie auch die seiner Dharma-Brüder. Jedes Mal wenn er die Nadel durch den Stoff führte, erzeugte er eine ganzheitliche Gutheit, die eine befreiende Kraft hatte. Eines Tages, als die Nadel gerade durch den Stoff glitt, gewann er Einsicht in eine tiefgreifende, wundervolle Lehre und bei den sechs darauffolgenden Stichen erlangte er die sechs wundersamen Kräfte.«

Ich wandte mein Gesicht meinem Lehrer zu und sah ihn mit großer Zuneigung und tiefem Respekt an. Mein Lehrer hatte die sechs wundersamen Kräfte vielleicht nicht erlangt, dafür aber eine profunde Stufe des Verstehens und der Einsicht.

Schließlich war die Robe geflickt. Mein Lehrer bedeutete mir, näher zu treten. Er sagte mir, ich solle sie anziehen. Die Robe war ein bisschen zu groß für mich, doch das machte nichts, ich war zutiefst glücklich und zu Tränen gerührt. Ich hatte die heiligste Art der Liebe empfangen – eine reine Liebe, die so sanft und umfassend war und meine Bestrebungen während der vielen Jahre des Trainings und der Praxis nährte und stärkte.

Mein Lehrer gab mir die Robe. Ich empfing sie in dem Wissen um die enorme Ermutigung, die sie darstellte, und um die zärtliche, unaufdringliche Liebe, mit der sie mir gegeben wurde. Die Stimme meines Lehrers war die vielleicht zarteste und süßeste, die ich jemals vernommen hatte: »Ich habe diese Robe selbst geflickt, damit du, mein Kind, sie morgen tragen kannst.«

Es war so einfach. Doch diese Worte bewegten mich tief. Auch wenn die Zeit für die Ordinationszeremonie noch nicht gekommen war und ich noch nicht vor dem Buddha kniete und mein großes Gelübde sprach, alle Wesen zu retten, legte mein Herz bereits jetzt mit aller Ernsthaftigkeit das allumfassende, tiefe Gelübde ab, ein Leben des Dienstes zu führen. Bruder Tam Man schaute mich mit herzlicher Zuneigung und Respekt an. In diesem Moment war das Universum für

mich wirklich ein Universum duftender Blumen.

Seither hatte ich schon viele neue Roben. Die neuen braunen Roben bekommen für einige Zeit Aufmerksamkeit, dann sind sie vergessen. Doch die alte, abgetragene braune Robe aus meiner Vergangenheit werde ich stets heilig halten. Heute ist diese Robe zu verschlissen, um sie zu tragen, doch ich habe sie noch immer, so dass ich in kontemplativen Augenblicken auf meine guten Erinnerungen aus der Vergangenheit zurückschauen kann.

Bananenblätter

Als junger Mönch in Vietnam hatte ich während einer Meditation über eine junge Bananenpflanze mit drei Blättern eine Einsicht. Das erste Blatt hatte sich vollkommen entrollt und war nun der Sonne und dem Regen ausgesetzt und genoss sein neues Leben als Blatt. Das zweite Blatt war noch eingerollt, hatte sich noch nicht richtig geöffnet. Das dritte Blatt, die jüngere Schwester, war noch gar nicht geöffnet.

Ich stellte fest, dass das erste Blatt, als es sich entfaltete, auch den jüngeren Schwestern beim Wachsen half. Es entfaltete sich und erfreute sich am Sonnenschein und am Regen. Jedes Mal wenn der Wind wehte, sang es. Das erste und das zweite Blatt erkannten sich in dem dritten Blatt. Als die Zeit für das erste Blatt gekommen war, zu verwelken und zu vertrocknen, weinte es nicht. Es wusste, dass es im zweiten und dritten Blatt weiterleben würde. Schließlich würde es zur Erde zurückkehren und der Bananenstaude und den anderen Blättern, die nach ihm kamen, als Nahrung dienen.

Unsere Leben haben einen vergleichbaren Sinn. Wir sind hier, um etwas zu tun. Wir haben eine Bestimmung. Tief in das erste Blatt hineinschauend, konnte ich mich selbst erkennen. Indem ich mich an meinem Leben erfreute, nährte ich meine jüngeren Brüder und Schwestern und gab Freude, Hoffnung und das Beste von mir an sie weiter. Sie halfen mir umgekehrt dabei, unsere noch ungeborenen Geschwister zu nähren. Dank der Weisheit der Nicht-Unterscheidung, auf Sanskrit *upeksha* genannt, kämpfen, streiten und wetteifern wir nicht miteinander. Wenn wir nicht in der Vorstellung eines Selbst, abgetrennt von anderen menschlichen Wesen, verfangen sind, kann es Harmonie zwischen uns geben. Wenn ich einem Freund die Praxis der Meditation zeige, nenne ich mich nicht »Lehrer« und meinen Freund »Schüler«. Es gibt keinen Übermittler und keinen Empfänger. Wir sind ein und derselbe. Zusammen helfen wir einander zu wachsen.

Die Kirschblüte

In den alten Zeiten war es in Vietnam üblich, beim Herannahen der Kirschblüte einen Empfang zu organisieren, um sie zu feiern. Man schätzte, wann der Tag der Blüte perfekt sei, und verbrachte viel Zeit mit dem Schreiben persönlicher Einladungskarten an Freundinnen und Freunde. Alles wurde gut vorbereitet, um sicherzustellen, dass die Gäste das gemeinsame Teetrinken genießen konnten, und es gab auch immer eine spezielle Köstlichkeit zum Tee, vielleicht sogar Plätzchen aus Weizenkeimen.

In Vietnam verwendeten wir dazu jungen Weizen, den wir in warmes Wasser gaben, damit er keimte. Sobald das geschehen war, kochten wir ihn zu einer Art Paste ein. Wir fügten keinen Zucker hinzu, doch besaß die Paste durch den Fermentierungsprozess eine leichte Süße. Wir ließen sie noch weiter eindicken. Dann gingen wir zum Fluss und sammelten einige kleine Steine, die wir sorgfältig wuschen und in der Sonne trocknen ließen. Wir bedeckten die Steine mit der Weizenkeimpaste und trockneten sie erneut, so dass jeder Stein von einem Mantel aus Paste umhüllt war. Das aßen unsere Vorfahren gemeinhin, wenn sie ihren Tee tranken. Es kostete viel Liebe und Energie, ein solches »Plätzchen« zuzubereiten – man kann es ein Plätzchen nennen, aber natürlich war es kein richtiges »Plätzchen«, denn wenn man so hineingebissen hätte wie in ein normales Plätzchen, hätte man sich dabei Zähne ausgebrochen.

Am Festtag wurde das ganze Haus sorgfältig geputzt; und es gab dann den blühenden Baum, die Steinplätzchen und den Tee. Manchmal, bei kühlerem Wetter, hatten die Kirschblüten vor dem Fest nicht genügend Zeit zum Erblühen gehabt. In dem Fall brachten die Menschen eine Trommel zum Kirschbaum und trommelten, um das Erblühen anzuregen.

So war es in der Vergangenheit. Es mag etwas kindlich klingen, aber es war sehr poetisch und sehr schön.

Waren alle Gäste eingetroffen, begrüßten wir sie im Garten. Die